

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 5

50. Jahrgang

Mai 1996

*Nur wenige Menschen geben aufgrund von
Vernunftargumenten ihre Zweifel auf.
Aber am Zweifel zu zweifeln – das wäre
möglich.*

Harry M. Kuitert

Zweifelnd glauben

Die amerikanische Monatszeitschrift der Jesuiten „America“ befragte im Herbst des vergangenen Jahres Personen des öffentlichen Lebens, Wissenschaftler, Theologen und andere zu einem für eine (Fach-)Zeitschrift dieses Typs nicht alltäglichen Thema. Die Angesprochenen sollten sagen, wie man ihrer Ansicht nach Gott finden könne. Einer der Befragten, der Dogmatiker *Richard McBrien* von der Katholischen Universität Notre Dame, äußerte dabei Reserven gegenüber der Vorstellung, Gott überhaupt „finden“ zu können. Er könne nicht glauben, daß irgendein gewöhnlicher Sterblicher in der Lage sei, Gott auf direkte Weise zu „finden“.

Normale Gläubige – so McBrien weiter – hätten mehr mit Agnostikern und selbst mit Atheisten gemeinsam als mit religiösen Enthusiasten, die nicht nur glauben, Gott „gefunden“ zu haben, sondern auch zu wissen vorgeben, „was dieser denkt und will in einer Vielzahl von religiösen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Fragen“. Wenn also überhaupt sinnvoll davon gesprochen werden könne, daß irgendjemand in der Lage sei, Gott zu finden, so geschehe dies niemals auf direkte Weise, sondern allenfalls „indirekt“, gewissermaßen „sakramental“.

Der nichtamerikanische Leser mag sich fragen, inwieweit diese Antwort vor allem vor dem Hintergrund der für die religiöse Lage in den Vereinigten Staaten kennzeichnenden fundamentalistischen Strömungen zu lesen ist. Selbst wenn davon auszugehen ist, daß McBrien die an ihn gestellte Frage auf den amerikanischen Kontext bezogen beantwortete und seine Antwort sicherlich viel mit dem religiösen

Erfahrungshintergrund der USA zu tun hat – einen nicht-amerikanischen Leser kann dies nicht daran hindern, diese Aussage in einem nicht regional begrenzten Sinn zu lesen.

Woran liegt es, daß man – vermutlich nicht nur im fernen, „alten“ Europa – bei der Antwort von McBrien überhaupt aufmerkt? Wenn „mainline“-Gläubige – so die schwer zu übersetzende amerikanische Bezeichnung für diejenigen Gläubigen, die einer der traditionsreichen Kirchen (im Gegensatz zu den zahlreichen fundamentalistischen Gruppen u. a.) angehören – mit Agnostikern oder Atheisten mehr gemeinsam haben sollen als mit manchen ihrer sogenannten Mitchristen, so scheint diese Feststellung zunächst dem Augenschein religiös-kirchlichen Lebens nicht nur hierzulande zu widersprechen.

Daß – sieht man von Minderheiten ab – praktisch alle, zumindest nominell, einer einzigen oder einigen wenigen großen Kirche(n) angehören, ist in Teilen Europas nicht mehr der Normalfall. Für die Christen in Deutschland markiert in dieser Hinsicht der Beitritt der ehemaligen DDR zur Bundesrepublik einen entscheidenden Einschnitt. In den neuen Bundesländern stellen die Konfessionslosen die größte Einzelgruppe der Bevölkerung. In Großstädten wie Hamburg und Berlin liegt die Zahl der Kirchenmitglieder auch bereits unter 50 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die traditionelle institutionelle wie geistige Abstützung des Christentums hierzulande bröckelt ab. Es breitet sich das Gefühl aus: Diaspora herrscht für alle Christen überall.

Nicht die Tatsache, welchem kirchlich-konfessionellen Bekenntnis jemand angehört oder in welche Kirche jemand

geht, um Gottesdienst zu feiern, markiert zunehmend die relevanten Unterschiede, sondern ob jemand in religiöser Hinsicht überhaupt ansprechbar, artikulationsfähig, „musikalisch“ ist. Ob jemandem gemeinschaftlich gestaltete und gelebte Religion etwas sagt oder nicht. Ob es ihm oder ihr gelingt, zwischen den Quellen von Bibel und kirchlicher Tradition einerseits und der Bewältigung des eigenen Lebens andererseits einen Zusammenhang wahrzunehmen bzw. herzustellen.

Unter den früheren volkskirchlichen Verhältnissen gerieten die Unterschiede zwischen Christen und Nicht-Christen, zwischen Gläubigen und Agnostikern und Atheisten auf andere Weise in den Blick. Man grenzte aus, polemisierte gegen die jeweils andere Seite, sanktionierte abweichendes Verhalten. Aber abweichendes Verhalten und Denken vermochte an der Gesamtprägung von Kultur und Gesellschaft im Sinne einer bestimmten Konfession nicht zu rütteln.

Glaubensgewißheit ist nur unter Einschluß von Zweifeln zu haben

Unter der zunehmenden allgemeinen Diaspora-Situation der Christen haben die Verhältnisse begonnen, sich radikal zu verändern. Die kleiner gewordene christliche Mehrheit bzw. die Minderheit der ihren Glauben aktiv praktizierenden Christen kann nicht länger unbesehen darauf vertrauen, die prägende religiöse Größe zu sein. Sie definiert sich verstärkt über das, was sie von den übrigen, den Nicht-Christen, den Nicht-Gläubigen unterscheidet.

Wenn McBrien sagt, normale Christen verbinde mit Agnostikern und Atheisten mehr als mit mancherlei religiösen Enthusiasten und Fundamentalisten, dann durchkreuzt er diese auf den ersten Blick naheliegende Aufteilung der Bevölkerung nach ihren religiös-weltanschaulichen Einstellungen. Er rückt damit auch das Bild zurecht, das sich Gläubige vielfach von Agnostikern und Atheisten machen. Sofern sich letztere nicht ihrerseits in einer ideologisierten „Glaubenssicherheit“ wiegen, lassen sie sich mitunter auf ein Suchen und Fragen ein, das einem Gläubigen alle Ehre machen würde. Zu unterscheiden wäre insofern im Sinne von McBrien weniger zwischen den Zweifelnden hier und den im Glauben Sicherem dort, sondern eher zwischen denen, die Unsicherheiten, Widersprüche, offene Fragen aushalten, und denen, die sie auf die eine oder andere Art verdrängen.

Der US-Theologe stellt aber mit seiner Bemerkung nicht nur einen Vergleich zwischen Gläubigen und Nicht-Gläubigen an, er charakterisiert auch den Glauben der Christen selbst. Dieser hat mehr mit Suchen, Nicht-Wissen, Fragen, ja Zweifeln zu tun, als nicht wenige Christen für mit dem Glauben vereinbar halten. Glaubensgewißheit ist prinzipiell nur unter Einschluß von Zweifeln, Fragen, Ungewißheiten zu haben. Den christlichen Glauben kennzeichnet deshalb eine „eigenartige Schwebel“ (*Otto Hermann Pesch*).

Bis in die zentralen Texte der Schrift und der kirchlichen Tradition hinein sind sich die Glaubenden bewußt, wie wenig sie letztlich wissen. Wieviel größer das Nichtwissen gegenüber dem Wissen ist, wie sehr sich der Gott Israels und Jesu menschlichem Verstehen und Wissen entzieht. Daß die Unähnlichkeit ihrer Aussagen mit dem darin Angezielten immer größer ist als die Ähnlichkeit, wie vorläufig und gebrochen jede Gottesgewißheit nur sein kann.

Der christliche Glaube ist nicht das strikte Gegenteil von Zweifeln und Fragen, ohne deswegen konturenlos zu sein und ohne sich damit gegen jede Infragestellung immunisieren zu wollen. Festigkeit im Glauben ist – für den explizit seelsorgerlichen Kontakt ebenso wie für jedes zwischenmenschliche Gespräch – angestrebt, zugleich aber doch immer auch bedroht.

Der Glaubende besitzt nicht einfachhin auf alle denkbaren existentiellen Fragen fertige Antworten. Insofern mutet es fragwürdig an, wenn – wie es in der religiös pluralen Kultur gerne geschieht – vom Christentum so gesprochen wird, als hielte es für diejenigen, die aus diesem Glauben zu leben versuchen, in erster Linie Antworten parat, Orientierung, Sicherheit. So als stelle man sich, sofern man diesen Glauben teilt, bestimmte Fragen nicht mehr, als würden alle Sinnbedürfnisse ein für allemal gestillt, würde jedem Mangel an Geborgenheit abgeholfen.

Eine solche Erwartungshaltung dem christlichen Glauben gegenüber schreckt eher ab, als daß sie Interesse für ihn weckt. Durch die Glaubenstradition weiß der Christ von Menschen, die vor ihm aus diesem Glauben gelebt haben, und kennt deren Antwortversuche auf ihre Lebens- und Sinnfragen. Dies enthebt ihn jedoch nicht der Herausforderung, selbst Antworten in der Linie und auf der Basis der Glaubenstradition, aber auch auf der Basis seiner eigenen Wahrnehmung der Wirklichkeit zu suchen. Die Tradition mit ihren Antworten unterbindet kein Fragen, sondern bietet ihm vielmehr die Sprache, auch über die Grenzen eigener Traditionsbestände hinauszufragen. Letzte, absolute Sicherheit wird er in dieser Welt nicht finden – weder wenn er sich allein auf überkommene Antworten stützt, noch wenn er vor allem neue, eigene Wege beschreitet.

Mit einem zweifelnden Glauben sind die Christen in ihrer Geschichte sehr unterschiedlich umgegangen. Unter der Abwesenheit Gottes leiden in einer Kultur, für die Gott eine Selbstverständlichkeit war, ist etwas anderes als an der Existenz Gottes in einer Kultur zweifeln, zu deren Selbstverständlichkeiten es gerade nicht (mehr) gehört, an Gott zu glauben, selbst wenn dies nach Auskunft der Demoskopien immer noch erkleckliche Mehrheiten tun.

Das Äußern von Zweifeln war in einer Zeit, in der alle Christen waren, etwas qualitativ anderes als in einer Kultur, in der jeder, der nicht zweifelt, sich dem Verdacht aussetzt, nicht ganz auf der Höhe der Zeit zu sein. Der religionskritisch-aufklärerische, seinerseits ideologisch gewordene Zweifel ist wiederum nicht dasselbe wie der Zweifel am Ende des 20. Jahrhunderts, wo man sich mit der Frage

nach der *einen und objektiven* Wahrheit überhaupt schwer tut.

Allerdings verdient nicht jedes Zweifeln von Nicht-Glaubenden im Sinne des Wortes von McBrien den Vergleich mit den berechtigten Zweifeln und Fragen der Glaubenden. Gerade heute gibt es auch einen „billigen Zweifel“, der eigentlich nur verrät, daß man glaubt, es nicht nötig zu haben, „letzten Fragen“ menschlicher Existenz nachzugehen (ebenso wie es in christentümlicheren Zeiten vermutlich auch so etwas wie einen „billigen Glauben“ gab). Und vor allem macht sich nicht jeder religionskritisch gemeinte Zweifel die Mühe, Glaube und Religion auf dem Niveau ihres heutigen theologisch reflektierten Selbstverständnisses wahrzunehmen.

Der Gegensatz zwischen denen, die um die Grenzen ihres Glaubenswissens und ihrer Glaubensgewißheit wissen, und denjenigen, die von solchen Grenzen nichts wissen wollen, führt heute innerhalb des Christentums – nicht nur in Nordamerika – zu erheblichen Spannungen. Mit Schwebeständen gehen die Menschen auf den unterschiedlichsten Gebieten des privaten wie sozialen Lebens sehr verschieden um. Nicht wenige fliehen jede Art von Ambiguitäten zugunsten von immer mehr Eindeutigkeit. Nicht selten bleibt dabei der Eindruck haften, als sei diese Verhaltensform typisch für den christlichen Glauben, womöglich für Religion überhaupt.

Im Ergebnis führt dies zu einem hohen Maß an innerer Gegensätzlichkeit, mit der sich viele in den Kirchen wie außerhalb von ihnen schwertun. Damit ist nicht jene im Grunde zeitlose Klage darüber zu verstehen, warum die Christen nicht erlöser wirken, als sie es im Sinne ihres Bekenntnisses sein dürfen. Gemeint ist vielmehr: In theologische Richtungskämpfe verstrickt, von denselben Strömungen und Tendenzen geprägt wie die säkulare Umwelt, zerrissen in Stile, Gruppen, Denkweisen – da fragt sich mancher, wie unter solchen Bedingungen Glauben geweckt, unbewältigte Vorbehalte abgebaut, Zweifel ausgeräumt werden sollen.

Man muß keinem billigen Antiintellektualismus aufgesessen sein, um dieses Ansinnen nicht in jedem Fall für problematisch zu halten. So berechtigt die Einforderung überzeugend verkündeter und vor allem gelebter Glaubensgewißheit jedoch auch immer ist – der verstärkte Wunsch nach einem Christentum ohne Gegensätze und Ecken bringt auch erhebliche Gefahren mit sich. Wie leicht entsteht der Eindruck, für Christen könne und dürfe es eigentlich nur Gewißheiten geben – Zweifel, Fragen, Ungewißheit, divergierende Standpunkte seien nur oder vor allem bei denen zu finden, die außerhalb stehen. Wie leicht gelangt man auf diese Weise zum Gegenteil dessen, was McBrien mit seiner knappen Bemerkung sagen wollte: zu einer Sicht der religiösen Verhältnisse, die die Menschen allzu einfach aufteilt in diejenigen, die Gottes Willen kennen, und solche, die damit nichts anfangen können; diejenigen, die jederzeit und zu allem Glaubensantworten parat haben, und die Agnostiker, Atheisten oder „Heiden“, die vom Glauben nichts wissen und nichts wissen wollen.

Angesichts der sich abzeichnenden nachchristentümlichen Verhältnisse könnte diese Einstellung in Zukunft geradezu zu einer Versuchung für Christen werden. Seitdem man sich nicht mehr verlassen kann auf die gesamtgesellschaftliche und kulturelle Abstützung des Christlichen, ist man genötigt, sich zu unterscheiden, Flagge zu zeigen. In der problematischen Annahme, Fragen und Zweifel wären auf diesem Hintergrund schwerer vermittelbar – „die haben die anderen doch selber, die brauchen wir ihnen doch nicht noch bestätigen“ – ginge man mit einer bloß affirmativen Glaubensgewißheit aber an der inneren Vielgestaltigkeit und am Wagnischarakter des Glaubens vorbei. Fatale Folgen hätte es, würden sich Christen in dieser Situation von innen oder von außen dazu drängen lassen, eine Art vorschneller, von allen Spannungen gereinigter Glaubensgewißheit um sich zu verbreiten.

Theoretisch unstrittig, aber schwer zu realisieren

Den Glauben aus der ihm eigenen Schwebelage herauszuholen, verbietet sich noch aus einem anderen Grund. Eine Verkündigung, aus der in erster Linie eine „schlechte“ Glaubensgewißheit spricht, dürfte gerade auch heutige Menschen immer weniger erreichen. Ein sich rapide durch die naturwissenschaftlich-technische Entwicklung und die Einsicht in geschichtlichen Wandel veränderndes Weltbild legen es nahe, sich auf diese nur auf den ersten Blick schwierige Eigenschaft des christlichen Glaubens zu besinnen. Ein Glaube, der zutiefst darum weiß, über „Gott als Geheimnis der Welt“ (*Eberhard Jüngel*) nur sehr vorläufige und hin-fällige, aber als solche existentiell notwendige und bedeutsame Aussagen machen zu können, sollte für die Konfrontation mit dem modernen Zweifel wie mit den spezifisch modernen Gewißheiten im Grunde nicht schlecht gerüstet sein. Ob man es mehr vom Glauben selbst oder mehr von der speziellen Disposition der Menschen gewissermaßen religionspädagogisch begründet – manche Christen werden sich mit einer solchen Art von schwebender Glaubensgewißheit sicher schwer tun. Die Hoffnung, die Schwierigkeiten mit dieser Art von Gläubigkeit eines Tages hinter sich lassen zu können, trägt nicht weit.

Für die Christen käme es in dieser Situation jedoch vor allem darauf an, von der Bedrohtheit der Glaubensgewißheit nicht nur in theologischen Handbüchern zu sprechen, sondern sie auch den Hörern der Verkündigung wie der Gesellschaft insgesamt gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Eine Kirche, die mit dem Verständnis eines in sich immer bereits bedrohten Glaubens Ernst macht, tritt nach innen wie nach außen so lange und so weit wie nur möglich auf „leisen Sohlen“ auf: vermeintlichen Dissidenten in den eigenen Reihen gegenüber ebenso wie jener säkularen Öffentlichkeit, zu der sie in mehr oder weniger spannungsreichen Beziehungen steht. Auf daß weder der Glaube noch eine kirchliche Gemeinschaft zu Recht mit dem Verdacht belegt werden kann, immer schon auf der Seite jenes ebenso fragwürdigen wie unausrottbaren Wunsches nach möglichst großer Eindeutigkeit zu stehen. *Klaus Nientiedt*